

# Das Mutterrecht.

## Studie über die Entstehung der Familie.

Von

Paul Lafargue.

Wir leben unter dem System der patriarchalischen Familie, derjenigen Familienform, in der nach Sitte und Gesetz der Vater als das Haupt der Familie gilt, unter dem Weib und Kind stehen: sein Name allein wird auf die kommenden Geschlechter übertragen; zu Zeiten vererbte sich das Eigenthum nur in männlicher Linie. Die Bibel, die heiligen Schriften des Orients, die Mehrzahl der Philosophen, Historiker und Staatsmänner nehmen es als selbstverständliche Wahrheit an, daß diese Form der Familie von Anfang des Menschengeschlechts an die herrschende war und die kommenden Jahrhunderte überdauern wird, ohne erhebliche Aenderungen zu erleiden. Für den gewöhnlichen wie für den gebildeten Geist gilt heute noch die patriarchalische Familie als die einzige vernünftige und natürliche Familienform. So glaubten auch die römischen Rechtsgelehrten, das *jus gentium*\*) sei der juristische Ausdruck des Naturrechts. Die Menschen haben ihre privatrechtlichen, politischen und religiösen Einrichtungen, ihre Sitten und Gebräuche stets als Ausflüsse der Gottheit oder als Resultate von Naturgesetzen hingestellt, um ihnen eine mora-

lische Autorität zu verleihen. Die jeweiligen religiösen, moralischen und politischen Rechte und Pflichten der Frau beruhen auf dem zur betreffenden Zeit herrschenden Begriff der Familie, der ein Produkt der geschichtlichen Entwicklung ist.

Der gesellschaftliche Grundsatz: der Vater ist das natürliche Haupt der Familie — beruhe diese auf der Einnahme (Monogamie) oder der Vielweiberei (Polygamie) — dieser Grundsatz, der für unerschütterlicher gilt, als ein Fels, zerfällt vor dem Hauch der rücksichtslosen Wissenschaft, wie so manche andere verehrte „Wahrheit“, die uns aus dem grauen Alterthum überkommen. Es ist kein Zweifel, daß man schon früher diese „ewige Wahrheit“ bezweifelt hätte, wenn die Macher der Philosophie der Geschichte sich nicht durch die gesellschaftlichen Vorurtheile hätten verblenden lassen, wenn sie die ihnen vorliegenden Thatfachen geprüft hätten, wenn sie weniger hochmüthig auf die Ansichten der Cyniker, Stoiker, der Gymnosophisten und Platoniker über die Gemeinschaft der Güter und Weiber als auf individuelle Phantasten ohne Bedeutung herabgesehen hätten — wie ihnen ja auch die modernen sozialistischen Theorien nur ein Lächeln der Geringschätzung entlockten. Erst im Jahr 1861 trat ein Mann von riesigem Wissen und kühnem Geist auf, der nachwies, daß in den urwüchsigsten Gesellschaften andere Familienformen, als die heutigen, be-

\*) *Jus gentium* — das Völkerecht — hieß bei den Römern im Gegensatz zum heimathlichen Privatrecht das internationale Privatrecht, wie es sich im geschäftlichen Verkehr der Römer mit Ausländern gebildet hatte. Die römischen Richter fällten ihre Urtheile nach diesem Recht, wenn weder das römische noch sonst ein bestimmtes Völkerecht in Frage kam. D. Uebers.

standen: es war Bachofen, der 1861 „Das Mutterrecht“ veröffentlichte.\*) Seine bedeutende Entdeckung, die ein dichter Nebel von Mytizismus trübte, wäre vielleicht unbeachtet geblieben, wenn nicht wenige Jahre später englische Schriftsteller, wie Mac Lennan, Lubbock, Herbert Spencer, Tylor und Andere die Aufmerksamkeit auf Völker gelenkt hätten, welche die vaterrechtliche Familie nicht kannten. Es geschah dies jedoch übereilt, voll Voreingenommenheit und ohne die nötige Sichtung und Gruppierung des Materials. Einem tiefen, amerikanischen Denker, Lewis H. Morgan, gebührt die Ehre, der Erste gewesen zu sein, der auf wahrhaft wissenschaftliche Weise nachwies, daß im Anfang der menschlichen Gesellschaft unterschiedsloser geschlechtlicher Verkehr herrschte und die vaterrechtliche Familie erst am Ende einer Reihe aufeinanderfolgender Familienformen erscheint. Er war der Erste, der eine begründete Ordnung in das anscheinend unentwirrbare Chaos von seltsamen, fremdartigen, sehr oft sogar einander widersprechenden Thatsachen brachte, welche die Historiker über das Alterthum, die Anthropologen über den vorhistorischen Menschen und die Forschungsreisenden über die Völker der Jetztzeit gesammelt hatten. Sein großes Werk *Ancient Society* (die Gesellschaft der Vorzeit) ist eine Zusammenfassung seiner Arbeiten, die in den Publikationen der *Smithsonian Society* erschienen waren und auf die er vierzig Jahre unermüdlicher und gewissenhafter Forschung verwendet hatte.\*\*)

\*) Das Mutterrecht, eine Untersuchung über die Gynokratie der alten Welt nach ihrer rechtlichen und religiösen Natur. Von S. S. Bachofen. Stuttgart 1861.

\*\*\*) *Ancient Society or researches in the lines of human progress from savagery through barbarism to civilisation* by Lewis H. Morgan, London 1877, New-York 1878. — Die *Smithsonian Institution* for the increase and diffusion of knowledge among men (Smithson-Institut zur Vermehrung und Verbreitung des Wissens unter den Menschen) ist ein großartiges wissenschaftliches Institut in Washington (Vereinigte Staaten), welches vom Engländer Smithson gegründet worden und 1846 seine Thätigkeit

rich Engels ergänzte und erweiterte die Arbeiten von Morgan durch die Ergebnisse der ökonomischen und historischen Studien von Marx und ihm selbst und veröffentlichte einen kurzen Abriss der so auf der Grundlage der Morgan'schen Forschungen gewonnenen Resultate über die Entstehung der Familie, der Ehe und des Staates.†)

Um aber zu einem richtigen Verständniß der von diesen Forschern aufgehäuften Thatsachen und entworfenen Theorien zu gelangen, ist es vor Allem nothwendig, die Phantasievorurtheile abzuliegen, und sich daran zu erinnern, daß es mehr Dinge im Himmel und auf Erden giebt, als sich unsere Schulweisheit träumen läßt, wie Hamlet zu Horatio sagte.

## I.

Am Ende des 15. Jahrhunderts, als Vasco de Gama die Küste von Malabar (Ostindien) erreichte, landeten die Portugiesen bei einem Volke, das ausgezeichnet war durch die hohe Stufe seiner Civilisation, die Entwicklung seiner Marine, die Stärke und Organisation seiner Armee, den Reichthum seiner Städte, den Camoëns besang, den prächtigen Aufwand und die feinen Sitten seiner Bewohner: aber die gesellschaftliche Stellung der Frau und die Familienform, die sie da vorfanden, stellte alle ihre aus Europa mitgebrachten Anschauungen auf den Kopf. — Bachofen giebt in seinen „antiquarischen Briefen“ eine eingehende Darstellung der Familie der Naxen von Malabar, auf Grund zahlreicher Quellen, den Berichten arabischer, portugiesischer, holländischer, italienischer, französischer, englischer und deutscher Schriftsteller vom Mittelalter bis in die Neuzeit.

begonnen hat, die namentlich in der Untersuchung wissenschaftlicher Forschungen und Veröffentlichung wissenschaftlicher Schriften besteht. D. Ueberf.

†) Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats. Von Friedrich Engels. Das Werklein ist jetzt in zweiter Auflage erschienen bei S. F. W. Metz, Stuttgart, 1886.

Die Nairenfamilie hat eine ungewöhnliche Lebenskraft an den Tag gelegt: sie behauptete sich gegen die Unterdrückung durch die Aristokratie der arischen Brahmanen, gegen den Islam, gegen das Christenthum.

Die Nairen, die kriegerische Aristokratie von Malabar, bilden große Familien, deren jede mehrere hundert Mitglieder umfaßt, die alle einen gemeinsamen Namen führen, entsprechend dem keltischen Klan, der römischen Gens und dem griechischen Genos. Das unbewegliche Vermögen ist Gemeineigenthum des Geschlechts, der Gens; die möglichst vollständige Gleichheit herrscht innerhalb dieser.

Der Mann lebt nicht mit seiner Gattin und seinen Kindern, sondern bleibt mit seinen Schwestern und Brüdern im Hause seiner Mutter. Trennt er sich von diesen, so ist er stets von seiner Liebblingsschwester begleitet; nach dem Tode fällt sein bewegliches Vermögen nicht an seine Kinder, sondern an die Kinder seiner Schwester.

Die Mutter, oder nach deren Tod die älteste Tochter, bildet das Haupt der Familie und die Verwalterin des Haushalts; die Verwaltung des Grund und Bodens fällt aber ihrem ältesten Bruder zu, der den Namen führt: „der Mann, der zu essen giebt“. Der Gatte ist ein Gast im Hause seiner Frau; er betritt es nur zu gewissen festgesetzten Stunden und sitzt bei Tische nicht an der Seite von Weib und Kind. „Die Nairen“, sagt der Portugiese Barbosa, „haben außerordentliche Ehrfurcht für ihre Mutter... In gleicher Weise verehren sie ihre älteren Schwestern, die ihnen Mutterstelle vertreten.“

Die Nairenfrau besitzt mehrere Männer, zehn, zwölf und auch mehr, wenn es ihr beliebt, die sie nach Gutdünken wechseln kann, sie folgen einander in bestimmter Reihenfolge, jeder hat seinen bestimmten ehelichen Tag, während dessen er zu den Kosten des Haushalts beisteuern muß. Um zu bezeichnen, daß sein Platz besetzt

ist, hängt er sein Schwert und seinen Schild am Hausthor auf. Die Frau wird um so mehr geachtet und bewundert, je mehr Gatten zu ihrer Unterhaltung sich vereinigen. Um nicht an den Tagen hungern zu müssen, an denen er keinen Zutritt zu seiner Dame hat, darf der Gatte sich noch andern Ehegemeinschaften anschließen; er kann sich auch nach Verlieben von einer Ehegemeinschaft zurückziehen, um in eine andere einzutreten, und seine Dame hat das Recht, ihn abzuweisen, wenn er ihr mißfällt oder seinen Pflichten nicht genügend nachkommt. Die Nairenfrau lebt in der Vielmännerei (Polyandrie) und der Naire in der Vielweiberei (Polygamie oder Polygynie).

Die Kinder folgen der Mutter, dieser fällt die Pflicht zu, sie zu ernähren. „Kein Naire kennt seinen Vater“, sagt Buchanan\*), „vielmehr betrachtet jeder seine Schwesterkinder als seine Erben. Noch mehr; er fühlt wirklich für sie jene Zuneigung, welche in anderen Theilen der Welt der Vater seinen eigenen Kindern widmet. Ja, derjenige würde als ein Ungeheuer gelten, der beim Tode eines Kindes, das er wegen der Ähnlichkeit und des langen Zusammenlebens mit der Mutter als seines betrachten muß, die gleiche Betrübniß zeigte und die gleichen Thränen vergoß, wie beim Tode eines Schwesterkinds.“

Die Nairen scheinen sich die Aufgabe gestellt zu haben, die moralischen Ideen der guten Europäer auf den Kopf zu stellen. Das Recht, einer Jungfrau ihre Blüthe zu nehmen, welches sich die Feudalherren als ein kostbares Privilegium vorbehalten, erscheint den Nairen als eine höchst lästige Frohnarbeit. Sie mietten daher zu diesem Geschäfte Fremde, denen sie dafür einen Lohn zahlen. Bartema erzählt: „Der Rajah der indischen Stadt Tarnaffari überläßt seine Frau zur Ent-

\*) A Journey from Madras through the countries of Mysore, Canara and Malabar by Fr. Buchanan. London 1807.

jungferung . . . weißen Männern, Christen oder Mohammedanern. Dasselbe thun diese Heiden. Bevor sie ihre Braut nach Hause führen, suchen sie nach einem Weißen, wer er immer sei, nehmen ihn mit in ihre Wohnung und übergeben ihm ihre Frau." Und im Sommario de regni bei Ramusio heißt es von dem Adel von Malabar: „Manche Caimaes dingen Patamaren, um ihren Frauen die Blüthe zu nehmen. Dadurch gelangt diese Sorte Leute zu hohem Ansehen und schließt vorerst einen Vertrag über den Lohn. Sie sagen: so und so viel müßt ihr mir zahlen, wenn ihr verlangt, daß ich mich für euch bemühe.“ Georg IV., König von England, theilte diese Ansicht der Nairen; er sagte, das sei eine Arbeit für Stallknechte.

Barbosa, der eine lebendige Schilderung der Hochzeitszeremonien der Nairen giebt, ruft aus: „Ein Mädchen, das Jungfrau bleibt, findet nach ihrer Ansicht keinen Einlaß in das Paradies.“

Wenn man diese sonderbaren Sitten bei Wilden beobachtet hätte, die auf der untersten Stufe der Zivilisation stehen, dann wäre man gleich bei der Hand gewesen, dasselbe Urtheil zu fällen, welches die Spanier über die Indianer abgaben, die von ihnen in grausamster Weise hingeschlachtet wurden: „Die Nairen sind Menschen ohne Vernunft — gentes sin razon.“ Die guten Christen und manche gelehrten Anthropologen unserer Zeit könnten hinzufügen: „Die Nairen sind ein entartetes Volk, ihre scheußlichen Sitten zeigen den Stempel der Entartung.“ In Wirklichkeit waren dagegen die Nairen die eingeborene Aristokratie eines zivilisirten Volkes, das sicherlich höher stand, als die Portugiesen des sechzehnten Jahrhunderts.

Man könnte fragen: ist die Nairenfamilie, die auf der Gemeinschaft des Grundeigentums innerhalb des Klans beruht, auf der Velehe beider Geschlechter, auf der Oberhoheit der Mutter, der

souveränen Herrin des Hauses, deren ältester Bruder nur eine Art Hausverwalter, Majordomus, ist; auf der Erbfolge in weiblicher Linie, indem die Mutter allein Namen, Rang und Eigenthum auf ihre Kinder überträgt — ist diese Familie eine beispiellose Erscheinung, eine gesellschaftliche Ungeheuerlichkeit, durch ganz außergewöhnliche Verhältnisse geschaffen, die ihres Gleichen nirgends wieder findet? Selbst wenn dies der Fall wäre, wenn wir ähnliche Sitten bei keinem andern Volke finden würden, müßte der Mann der Wissenschaft sich doch sagen, daß es keine Wunder giebt. Die Teratologie (Lehre von den Mißgeschöpfen, Monstrositäten) von Geoffroy St. Hilaire reiht auch die Mißgeburten in die Klassen der Thiere ein, da jene nur Organismen seien, die in ihrer Entwicklung gehemmt worden und die daher einen niederen Typus der Art darstellen. Könnte man nicht auch annehmen, daß die Nairenfamilie eine anfängliche Form der Familie wieder erneuert, welche die Menschheit im Lauf ihrer Entwicklung durchschreiten mußte?

Aber die Familiensitten der Nairen bilden keineswegs eine einzig dastehende Ausnahme. Wenn man die Erzählungen der Reisenden über die wilden Stämme der alten und neuen Welt durchblättert; wenn man, frei von den Vorurtheilen unserer Zivilisation und aufmerksam gemacht durch die Berichte neuerer Forschungsreisender die Historiker, Poeten und Philosophen des Alterthums studirt, wenn man die Riten und die heiligen Bücher der verschiedenen Religionen untersucht, dann ergiebt sich eine ungemein reichliche Ernte von Thatfachen, die beweisen, daß alle Völker der Erde auf einem gewissen Punkte ihrer Entwicklung Sitten huldigten, die denen der Nairen entsprechen.

## II.

Versezen wir uns nach Afrika, inmitten der Tuareg des Nordens (in der

westlichen Sahara) und nehmen wir zu unserem Führer einen französischen Reisenden, Duveyrier.\*)

„Der Mutterleib giebt dem Kind seine Farbe“, sagt ein Targuispruchwort\*\*), welches sich bei den Homas von Madagaskar wiederfindet. Das Targuikind folgt im Stande der Mutter; ist sie frei und edel, so ist es das Kind auch, selbst wenn der Vater ein Sklave. So berichtet auch Herodot von den Sykiern: „Wenn eine Bürgerin mit einem Sklaven sich verbindet, so gelten die Kinder für edelgeboren; wenn aber ein Bürger, und wäre es der vornehmste, eine Ausländerin oder ein Kebsweib nimmt, so sind die Kinder unehrlich (ἀτιμωα).“\*\*\*) „Partus sequitur ventrem“, das Kind folgt der Mutter, sagte ein altes römisches Sprichwort. „Ventre affranchit et ennoblit“, „der Mutterleib macht frei und edel“, sagte das Gewohnheitsrecht der Champagne und von Brie im zwölften Jahrhundert.

Die Tuareg kennen zwei Arten von Eigentum: 1. Güter, welche durch die Arbeit des Individuums erworben wurden, wie Waffen, Geld, gekaufte Sklaven, Vieh; der Ertrag der Ernte, und überhaupt Lebensmittel, gelten als individuelles Eigentum; 2. Abgaben, die von Karawanen oder einzelnen Reisenden erhoben werden, Abgabe von Weide- oder bebautem Land, oder von Gewässern; ferner Abgaben von Personen oder Stämmen, die in Abhängigkeit gebracht worden, endlich das Recht, zu befehlen und Gehorsam zu verlangen, sind der Familie gemeinsam; sie werden nicht in männlicher Linie übertragen, sie kommen an den ältesten Sohn der ältesten Schwester, der sie im Interesse der ganzen Familie verwaltet.

Früher, wenn es sich um die Ver-

teilung von Ländereien handelte, wurden die jeder Familie zugewiesenen Landstücke auf den Namen der Mutter eingetragen. Das Recht der Berber gestattet den Frauen die Verwaltung ihrer Güter; in Rhat\*) haben diese allein das Recht der Verfügung über Häuser und Gärten, mit einem Worte, über den ganzen Grundbesitz des Landes.

Die Genealogie der Tuareg ist eine weibliche. Der Targui kennt seine Mutter, aber er kennt nicht seinen Vater. Das Kind gehört der Gattin und nicht dem Gatten; ihr Blut ist es, das ihm seinen Rang im Stamme und in der Familie anweist.

„Wenn es einen Punkt giebt, in dem die Targuigesellschaft sich von der arabischen Gesellschaft unterscheidet, so ist es der Kontrast der hohen Stellung der Frau in der ersteren verglichen mit der untergeordneten Stellung der arabischen Frau. Bei den Tuareg ist die Frau dem Mann nicht nur gleich, sie erfreut sich sogar einer bevorzugten Stellung. Sie verfügt frei über ihre Hand, und in der ehelichen Gemeinschaft verwaltet sie selbst ihr Vermögen, ohne verpflichtet zu sein, zu den Haushaltungskosten etwas beizutragen. Es kommt auch vor, daß in Folge der Anhäufung der Produkte der größte Theil sich in den Händen der Frau befindet.“

Die Targuifrau ist monogam; sie hat ihrem Gatten die Monogamie (Einehe) auferlegt, trotz des mohammedanischen Gesetzes, das ihm mehrere Frauen erlaubt. Sie ist unabhängig gegenüber ihrem Gemahl, den sie unter dem geringfügigsten Vorwand abweisen kann; sie kommt und geht, wie es ihr beliebt. Diese gesellschaftlichen Einrichtungen und aus ihnen folgenden Sitten haben die Targuifrau außerordentlich entwickelt. „Ihre Intelligenz und ihre Energie überraschen inmitten einer mohammedanischen Gesell-

\*) Duveyrier, Les Touarogs du Nord, Paris, 1864.

\*\*) Die Form Touareg oder Targa ist die Mehrzahl. Die Einzelzahl des Wortes lautet Targui, weiblich Targuita.

\*\*\*) Herodot, I, 178.

\*) Bei Barth Rhat genannt; die älteste Dase der Tuareg.  
D. Uebers.

schaft.“ Auch körperlich ist sie ausgezeichnet; auf dem Rücken des Dromedars durchreist sie hundert Kilometer, um sich zu einem Feste zu begeben; sie nimmt es im Wettrennen mit dem kühnsten Ritter der Wüste auf. Sie ist bemerkenswerth durch ihre Hochschätzung geistiger Bildung; die Frauen des Stammes der Tmānan wurden gepriesen wegen ihrer Schönheit und ihres musikalischen Talents; wenn sie Konzerte geben, kommen die Männer von weit und breit herzu, gepußt wie männliche Strauße. Die Frauen der Berberstämme singen jeden Abend zur Begleitung der rebāza (einer Geige); sie machen Improvisationen; mitten in der Wüste lassen sie die Liebeshöfe der Provence wiedererstehen.\*) Die verheirathete Frau wird umso mehr geachtet, je mehr Freunde sie unter den Männern zählt; aber um ihren guten Ruf zu erhalten, darf sie keinen vorziehen. „Die Freundin und der Freund“, sagt sie, „sind für die Augen und für das Herz da, und nicht bloß für das Bett, wie bei den Arabern.“ Aber die edlen Targuidamen sind nicht gezwungen, ihr Benehmen in Gegensatz zu ihren Gefühlen zu setzen, wie es die Heldinnen der Fronde thaten, welche die Beziehungen zwischen der Geliebten und dem Geliebten platonisch auffaßten und, wie sich Saint-Evre-mont ausdrückte, ihre Liebhaber auf das zärtlichste liebten und sich ganz solid mit ihnen ihnen gleichgiltigen Gatten ergötzten. Die Ehe der Tuareg ist nicht unauflöslich, die Paare können sich leicht trennen, und die Damen zu neuen Verbindungen schreiten.

Die Frauen spielen die wichtigste Rolle in den Legenden des Landes.

\*) Zur Zeit der Troubadours, im 12. u. 13. Jahrhundert, einer Zeit voll Lebenslust, Milderkeit und Verehrung der Frauen, bildeten sich in Südfrankreich bei den zahlreichen Festen Gerichts höfe, aus den angesehensten Damen und Rittern bestehend, cours d'amour, Gerichtshöfe der Liebe genannt, welche über Angelegenheiten der Liebe und Galanterie und ihrer Anwälte, der Troubadours, entschieden. D. Neberf.

Dieselbe Erscheinung beobachtet man bei den Griechen des homerischen Zeitalters. Bei verschiedenen kriegerischen Unternehmungen führten sie das Kommando; eine von ihnen, Kathiba, die Maria Theresia der Wüste, vereinigte im Anfang des achten Jahrhunderts die Berberstämme unter ihrer Herrschaft und bildete den Mittelpunkt des heldenhaften nationalen Widerstands gegen den Einbruch der arabischen Eroberer, denen es erst nach ihrem Tode gelang, sich des Küstengebiets des Atlasgebirges zu bemächtigen. Sie fiel mit dem Schwerte in der Hand, getödtet von Hassan, dem Feldherrn der Araber. Vor einigen Jahren stand an der Spitze des Stammes der Tshahauen eine Frau, eine Scheika; noch heute werden Frauen, die sich durch ihre Talente auszeichnen, zu den Rathsverfassungen des Stammes zugezogen.

Die Tuareg sind die Nachkommen jener Libyer, von denen Herodot erzählt (IV, 180), daß die Frauen ihnen gemeinsam waren, daß sie aber nicht mit ihnen zusammenwohnten und daß die Kinder von den Müttern aufgezogen wurden. Sie behaupteten, Athene sei Zeus' Adop-tivtochter, da sie nicht zugeben konnten, daß ein Mann ohne Zuthun des andern Geschlechts zeuge\*), nur die Frauen waren einer solchen Wunderthat fähig.

Im Nilthal, dieser alten Wiege der Zivilisation, nahmen die Frauen zu Herodots Zeit eine so privilegierte Stellung ein, daß die Griechen Aegypten die verkehrte Welt nannten. Der Geschichtschreiber aus Halikarnass erklärte diesen Gegensatz aus der „Natur des Nils, der so verschieden von den anderen Flüssen ist; so unterscheiden sich auch die Geseze und Gewohnheiten von den Sitten und Gebräuchen anderer Völker. . . . Die Männer tragen in Aegypten die Lasten auf dem Kopf und die Frauen tragen sie

\*) Nach der griechischen Sage wurde Athene nicht von einem Weibe geboren, sondern entsprang aus dem Kopfe des Göttervaters Zeus. D. Neberf.

auf den Schultern. Die Frauen gehen auf den Markt und treiben Handel, in dessen die Männer daheim bleiben und weben. . . . Die männlichen Kinder sind durch das Gesetz in keiner Weise verpflichtet, für ihre Eltern zu sorgen; diese Pflicht fällt den Töchtern zu." Diese den Töchtern auferlegte Verpflichtung würde für sich schon genügen, zu beweisen, daß die Familiengüter in Aegypten den Frauen gehörten, in gleicher Weise, wie bei den Nairen und Tuareg; und überall, wo die Frau diese ökonomische Stellung einnimmt, steht sie nicht unter der Vormundschaft des Mannes, sondern ist das Haupt der Familie.

„Wegen den zahlreichen Wohlthaten, welche die Göttin Isis den Menschen erwiesen“, schreibt Diodor von Sizilien (I, 27), „wurde bestimmt, daß die Königin von Aegypten größere Macht und Ehre haben sollte, als der König; dies erklärt, warum selbst unter Privatpersonen der Mann der Frau durch den Heirathsvertrag unterthan wird, und daß unter den Ehegatten ausgemacht wird, daß der Mann der Frau zu gehorchen habe.“ Man hatte diese Beobachtung von Diodor unter die Fabeln gerechnet, mit denen weitgereiste Schriftsteller gern ihre Reisebeschreibungen aufpuzten; aber man war gezwungen, anzuerkennen, daß bis zur Zeit der Ptolemäer die Königinnen an der königlichen Gewalt Antheil hatten, trotz der entgegenstehenden Ansichten der Griechen, die das Land eroberten. Kleopatra legte bei den religiösen Festen die Attribute der Gottesmutter Isis an, und ihr Gemahl Antonius, ein römischer Feldherr, folgte zu Fuß ihrem Triumphwagen.

Die Grabinschriften, die im Nilthal gefunden worden, nennen sehr häufig den Namen der Mutter des Verstorbenen, nicht den seines Vaters. „Mitunter“, sagt Révillout, „deutet man durch eine Parallelbezeichnung an, daß die in Rede kommende Person der Sohn Diefes oder Jenes ist. . . . Aber diese Bezeichnung

des Vaters ist selten in der heiligen Schrift. . . . fügen wir hinzu, daß die verheirathete Frau, Mutter oder Gattin, immer den Namen Neb-Pas führt, Frau des Hauses, Herrin des Hauses.“\*) Herr Révillout ist höchlich entrüstet darüber. Die Untersuchung der in demotischer Schrift (der seit dem achten Jahrhundert v. uns. Zeitr. eingeführten Volksschrift) abgefaßten Papyrus des Louvre erlaubte es dem gelehrten Aegyptologen, zu konstatiren, daß die alten Heirathskontrakte die Güter der Frau nicht erwähnen, wie zahlreich und bedeutend sie auch gewesen sein mögen, da der Gatte kein Recht darauf hatte; dagegen wurde die Summe bestimmt, die er seiner Frau zu zahlen hatte, sei es als Hochzeitsgeschenk, jährliche Pension oder Buße für den Fall des Ehebruchs. Die Gattin ist stets absolute Herrin ihres Vermögens, über das sie nach Belieben schaltet und waltet. Sie verkauft, kauft, verleiht und macht Anleihen; kurz sie handelt ohne Verantwortung, wie ein Familienhaupt. Die Thatsachen, welche Herodot und Diodor mittheilen, bekräftigt durch die Ergebnisse der Forschungen von Champollion und anderer Aegyptologen, beweisen, daß die ägyptische Frau in der Familie dieselbe Stellung einnahm, wie die Nairen- und Targuifrau.

Aber man besitzt weitere Beweise von anderer Natur.

Die Gebräuche und Legenden der Religion erhalten die Gebräuche der Vorzeit gleich Mumien. So ist die Legende von Abraham, der an Stelle Isaaks einen Widder schlachtet, ein fernes Echo der Menschenfresserei. Die Religion bildet sich im Menschen unter dem Einfluß der ihn umgebenden Thatsachen; aber im Lauf der Jahrhunderte verwandeln sich diese Thatsachen; sie verschwinden, indeß die religiöse Form bleibt, welche ihr Ausdruck im menschlichen Geist gewesen: durch das Studium der religiösen Formen kann

\*) Revue Egyptologique, 1880.

man die natürlichen und gesellschaftlichen Erscheinungen wieder entdecken und wieder darstellen, welche zu ihrem Aufbau gedient hatten.

Isis, die Göttin der alten Aegypten, die Mutter der Götter, ist aus eigener Kraft entstanden, sie ist auch die jungfräuliche Göttin: ihre Tempel zu Saïs, der heiligen Stadt, trugen die stolze Inschrift: „Niemand hat noch mein Kleid gehoben; die Frucht, die ich geboren, ist die Sonne.“ Der Stolz des Weibes zeigt sich deutlich in diesen heiligen Worten; sie erklärt sich für unabhängig vom Manne, sie bedarf seines Zutuns nicht, um zu zeugen. Griechenland giebt auf diese letzte Behauptung die Antwort: Zeus, der Vater der Götter, zeugt und gebärt Athene ohne das Mitthun eines Weibes, und Athene, „die Göttin, die nicht in der Dunkelheit des Mutter Schoßes gezeugt worden“, wird die Feindin der Herrschaft der Frau in der Familie. Isis zeigt im Gegentheil sich uns als die Göttin des alten Rechts; sie heirathet ihren Bruder, wie in den Zeiten der unterschiedslosen Geschlechtsmischung innerhalb der Blutsverwandtschaft; auf den Denkmälern erklärt sie: „Ich bin die Mutter des Königs Horus, die Schwester und Gemahlin des Königs Osiris, ich bin die Beherrscherin des ganzen Erdbereiches.“ Ihr Gemahl, viel bescheidener, nennt sich nicht Vater des Königs Horus. Isis ist unsterblich, Osiris ist sterblich, er wird von Typhon getödtet: er stirbt, sobald er seine Funktion als Erzeuger vollzogen.

Babylon feierte in fünf Tagen ausgelassener Volksfeste die Göttin Mylitta; es war das allgemeine Fest der ursprünglichen Freiheit und Gleichheit; der Phallus, der alle Menschen gleich macht, wurde angebetet; der König des Festes, den man aus den Sklaven nahm, wurde verbrannt, nachdem er die Festkönigin, die schönste der Hetären, genossen: in gleicher Weise, wie Osiris sterben muß, nachdem er seine Funktion als befruch-

tendes Element erfüllt. Der Gegensatz der Geschlechter, der mit der Menschheit entstanden, dauert fort. Auf der einen Seite der Mann, der seit dem Beginn der historischen Zeiten die Frau verachtet, sie unter Vormundschaft setzt und als bloße Weischläferin oder Haushälterin betrachtet; auf der anderen Seite die Frau, die, wie uns die religiösen Riten zeigen, dem Manne beweist, daß sie ihm gleich ist, oder sogar höher steht.

Bei den kommunistischen Thiergesellschaften, den Ameisen und Bienen, ist das Männchen ein Schmarotzer. Man tödtet es nach dem Akt der Befruchtung.

### III.

Man kann nicht länger bezweifeln, daß die Menschheit, ehe sie zur gegenwärtigen Familienform gelangte, durch die entgegengesetzte Form der Familie ihren Durchgang nahm: Die Mutter vererbt den Kindern ihren Namen, ihr Vermögen, ihren Rang; der Vater ist eine untergeordnete Persönlichkeit.\*) Die Familie ist die Fortsetzung von Weib zu Weib, ihr Bindeglied die Nabelschnur, dieses materielle Zeichen der Mütterlichkeit. Dieses Organ, das man in den fürstlichen Familien Europas in Gegenwart von Zeugen abschneidet, um jeder Bestreitung der Legitimität des Neugeborenen zuvorzukommen, genießt bei manchen Völkern eine solche Verehrung, daß z. B. die Bewohner des obern Nil, die Fidschiinsulaner und selbst die Aroelen der Antillen es sorgfältig bewahren und nach dem Tode des Individuums feierlich begraben; es ist das Band, welches

\*) „Wenn man einen Nyktal fragt, wessen Geschlechts er sei,“ berichtet Herodot, I, 170, „so wird er die Mütter seiner Mutter herabhängen.“ Plutarch theilt uns mit, daß die Kreter anstatt „Vaterland“ „Mutterland“ sagten. Asplan, der berühmte Jurist des 9. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung giebt noch dem Wort matrix (Mutterleib) den Sinn von „Mutterstab“, worin nach ihm selbst noch die Erinnerung an die Zeit fortlebt, da der Mensch nur die Familie, den Mann und das Land seiner Mutter kannte.



mit den Stamm der Familie, der Mutter, verband.

Die Sitten, die dieser Familienform entsprechen, erregen die moralische Enttäuschung der zivilisirten Welt. Die Keuschheit der Monogamie gilt da noch nicht als Tugend; im Gegentheil wird die Frau um so mehr geehrt, je größer die Zahl ihrer Gatten, die einander entweder an bestimmten Tagen ablösen oder jeder während eines ganzen Mondmonats bei ihrer Gattin bleiben, wie dies z. B. auf den Kanarischen Inseln gebräuchlich war.\*) Die Gatten ein und derselben Frau leben, wie unter Anderen Herrera von den Indianern Venezuelas erzählt, in vollständiger Eintracht, ohne die Eifersucht zu kennen; diese Leidenschaft entwickelt sich erst spät im Menschengeschlecht.

Die Kinder erben das Vermögen der Mutter und der Brüder der Mutter, niemals das des Vaters. Der Onkel liebt seine Neffen zärtlicher, als seine eigenen Kinder. „Bei den Germanen“, sagt Tacitus in seiner Germania, „ist das Kind einer Schwester seinem Oheim ebenso theuer, wie seinem Vater. Einige halten sogar diesen Verwandtschaftsgrad für einen heiligeren und engeren; und wenn sie Geißeln nehmen, ziehen sie die Neffen vor, da die Familie an diesen mehr hängt.“ Die Germanen, die der römische Historiker beschreibt, hatten schon die Form der Vaterfamilie angenommen, da die Kinder nach den Vätern erbten; aber sie bewahrten noch die Gefühle und gewisse Sitten der Mutterfamilie. Der französische Ausdruck „nos nouveaux“ (unsere Neffen), wird gebraucht, um „unsere Nachkommen“ zu bezeichnen; schlechte Witze erklären ihn aus dem Zweifel an

die eheliche Treue der französischen Frauen, aber er ist jedenfalls eine alte Erinnerung an die Mutterfamilie.

Die Frau bleibt dort, wo das Mutterrecht herrscht, in ihrem Hause oder in dem ihres Klans, sie geht nie in das ihres Gatten über. Folgende Bemerkung eines protestantischen Pastors, der Jahre lang unter den Seneca-Indesen lebte, ist typisch: „Was ihre (der Senecas) Familien betrifft, zur Zeit, wo sie noch die alten Langhäuser bewohnten (die mehrere Hunderte von Individuen fassen konnten), so herrschte wahrscheinlich in jedem Haus ein Klan vor; aber die Frauen führten ihre Männer von anderen Klans ein. In der Regel beherrschten die Frauen das Haus; die Vorräthe waren gemeinsam; wehe aber dem unglücklichen Ehe-manne oder Liebhaber, der zu träge oder zu ungeschickt war, seinen Theil zu den gemeinsamen Vorräthen beizutragen. Wie viel Kinder oder Vermögen er auch im Hause haben mochte, jeden Augenblick konnte er der Weisung gewärtig sein, sammt seinen Decken und Fellen aus dem Hause zu verschwinden; und es war nicht gerathen, sich dieser Weisung zu widersetzen. Das Haus wurde ihm zu heiß gemacht, und wenn nicht irgend eine Tante oder Großmutter sich seiner annahm, blieb ihm nichts übrig, als zu seinem Klan zurückzukehren, oder, was oft geschah, in einem anderen eine andere Ehe abzuschließen. Die Frauen waren die große Macht in den Klans und auch sonst allenthalben. Sie trugen kein Bedenken, wenn es die Umstände erforderten, dem Häuptling die „Hörner abzuschlagen“, wie der technische Ausdruck lautete, und ihn zum gemeinen Krieger zu degradiren. Die Wahl der Häuptlinge lag auch in ihrer Hand.“\*)

Die Berichte der Reisenden schildern die Frau in der Periode der Barbarei von Arbeiten erdrückt. Die Arbeitsthei-

\*) Carver erzählt in seinen „Travels in North America“, daß er einmal fand, daß einer Frau vom Indianerstamm der Radowesser ungewöhnliche große Ehrfurcht gezollt wurde. Als er nach dem Grunde fragte, erzählte man ihm, sie habe bei einer bestimmten festlichen Gelegenheit die vierzig hervorragendsten Krieger des Stammes zu sich geladen, bewirtet und schließlich als Gatten behandelt. Damit hatte sie eine alte Sitte erneuert, die in Vergessenheit gerathen war.

\*) Bittet von Morgan, ancient society, S. 455.

lung, bemerkt Mary, beginnt mit der Trennung der Geschlechter. Der Wilde ist Krieger und Jäger; er lebt, umgeben von Feinden, auf deren Ueberfälle er jeden Augenblick gefaßt sein muß; er muß immer bereit sein, sich zu schlagen, stets unter den Waffen: seine Arbeit besteht in der Vertheidigung des Stammes und der Versorgung von Weibern und Kindern mit Lebensmitteln. Bei den zivilisirten Völkern ist der Soldat von jeder Arbeit befreit. Der Frau des Wilden fällt alle Arbeit zu, der Feldbestellung, des Transports der Kinder und des Hausraths, der ihr gehört. „Völker, bei denen die Weiber weit mehr arbeiten müssen,“ sagt Engels, „als ihnen nach unserer Vorstellung gebührt, haben vor den Weibern oft weit mehr wirkliche Achtung, als unsere Europäer. Die Dame der Zivilisation, von Scheinhuldigungen umgeben und aller wirklichen Arbeit entfremdet, hat eine unendlich niedrigere gesellschaftliche Stellung, als das hart arbeitende Weib der Barbarei, das in seinem Volk für eine wirkliche Dame (Lady, Frowa Frau, Herrin) galt und auch eine solche ihrem Charakter nach war.“\*)

Die Frau, die souveraine Herrin in ihrem Haushalt war, übte auch einen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten; sie nahm Theil an den Stammesversammlungen: ohne näher darauf eingehen zu wollen, sei hier nur die Funktion eines Schiedsrichters erwähnt, die sie ausübte. In Tasmanien trieben die Frauen im Beginn der Schlacht die Krieger zum Angriff; aber sobald sie dreimal die Hände erhoben, endete der Kampf, und die Besiegten, die eben daran waren, ge-

tödtet zu werden, wurden geschont.\*\*) Die Frauen waren bei den Troglodyten unverletzlich; sobald sie sich zwischen die Kämpfenden warfen, „hörten diese auf, ihre Pfeile abzuschließen.“\*\*\*) Die Germaninnen wohnten den Schlachten bei, eiferten die Kämpfer durch ihre Rufe an, trieben die Weichenden in das Gedränge zurück, zählten und verbanden die Wunden. Die Germanen verschmähten es nicht, sie zu befragen und ihren Rathschlägen zu folgen; sie fürchteten mehr die Gefangenschaft ihrer Frauen, als ihre eigene; diese Barbaren glaubten, es wohne in ihnen etwas Heiliges und Prophetisches, sanctum aliquid et providum.\*\*\*)

Ich könnte noch viele Seiten mit der Aufführung ähnlicher Thatsachen füllen, die beweisen, daß alle Völker der Erde durch eine Familienform durchgegangen sind, die gänzlich verschieden ist von der, die wir heute kennen. Diese uns sonderbar erscheinenden Thatsachen, welche unsere überkommenen Ideen völlig über den Haufen werfen, waren früher nur von wenigen skeptischen Geistern hervorgehoben worden, die sich ihrer bedienten, um in die landläufigen Moralanschauungen Drefche zu legen.†) Die Geschichtsphilosophen, die dicke Bände voll pedantischer Gelehrsamkeit über den „Fortschritt“ geschrieben, und die Moralphilosophen, welche die Gesetze der ewigen Moral dogmatisch entwickelt haben, ignorirten sie vollständig und thaten, als sähen sie sie nicht, was allerdings sehr bequem ist.††)

\*) A de Quatrefages, Hommes fossiles et hommes sauvages, 1884.

\*\*) Diodorus von Sizilien, III, 81.

\*\*\*) Tacitus, de moribus Germaniae, 7 und 8.

†) Montaigne (lebte 1533—1592, Essays, II. Buch, Kap. XII. — Lamothe-Le-Vayer (lebte 1688—1672) Cinq dialogues faits a l'imitation des anciens par Horatius Tubero, 1606.

††) Als Ausnahme ist Vico (1668—1740) hervorzuheben, einer der originellsten Denker der neueren Zeit. Die Thatsachen, die er kannte, waren weder zahlreich noch detaillirt genug, um es ihm zu ermböglichen, eine vollständige Theorie auszuarbeiten; aber immerhin stellt er in seiner Scienza Nuova die Behauptung auf, ursprünglich habe unterschiedslos geschlechtliche

\*) Engels, Der Ursprung der Familie u. s. w. S. 27. „Die Pani Potich“, sagt Hodgson im Journal of the Asiatic society of Bengal 1849, „des englischen Indien gewähren ihren Frauen eine privilegirte Stellung, welche diese durch eine eifrigere und intelligenter Arbeit, als die der Männer, rechtfertigen. Sie haben den Boden zu umgraben, zu säen und zu pflanzen, zu spinnen, zu weben, Bier zu brauen; sie verwelgen felne Arbeit.“

Jetzt aber wurden sie von kühnen und tiefen Denkern geordnet und benutzt, um aus ihnen auf den Weg zu schließen, den

die Menschheit in ihrer Entwicklung zurückgelegt. (Schluß folgt.)

Vermischung stattgefunden, und er begreift die Entstehung des Patrizials in Rom und seine Trennung von der Plebs mit dem Gegensatz ihrer Geformen.

Patrizier waren diejenigen, die ihren Vater nennen (patrum eiro) konnten; Plebejer diejenigen, die an der mütterlichen Geschlechtsfolge festhielten und ihren Vater nicht kannten.

## Neuere Hypothesen über die Sonne und die Produktion und Verwerthung ihrer Wärme.

Von

V. Knoch.

Fast bei sämmtlichen Völkern des Alterthums finden wir Spuren der Sternanbetung, welche je nach dem individuellen Charakter des betreffenden Volkes und seines Wohnortes ein besonderes Gepräge tragen. Aber ihnen allen ist die Verehrung der Sonne in höherem oder geringerem Maße eigen und wenn sie sich auch nur in einer festlichen Begehung des Tages der Sonnenwende äußert. So erkennen wir in dem hochgebildeten Rom nach der allgemeinen Propagation des persischen Mithrasdienstes\*) den dies natalis solis dei\*\*) als höchsten Festtag einer sehr zahlreichen religiösen Gemeinschaft. Auch die auf sehr niedriger Kulturstufe stehenden slavischen Völkerschaften ließen sich die Feier der Sonnenwende sehr angelegen sein. Das geht aus den Worten Kolada und Sobotka hervor, welche Weihnacht und den Tag Johannis des Täufers bezeichnen; denn unter dem ersten dieser Ausdrücke wurde ursprünglich das Fest des neugeborenen jugendlichen Sonnengottes verstanden, welcher als Sieger aus dem Kampfe mit Czernobog, dem slavischen Hödur, hervorgegangen, während das Wort Sobotka

der Name des entgegengesetzten Jahresfestes ist.

Eine ganz hervorragende Bedeutung erhielt das Fest des Mittwinters im nördlichen Deutschland und noch mehr in Skandinavien, wo sich die Feier desselben — allerdings mit untergeschobener christlicher Bedeutung — im Weihnachts- resp. Julfeste bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Den Stempel einer höheren Weihe als besonderes Freudenfest drückt die natürliche Lage Scandinaviens und sein Klima dem Julfeste auf gegenüber dem römischen Geburtstage des Sonnengottes. Der Italiener, unter einem ewig heiteren Himmel, und einem wonnigen Klima, empfindet den Wechsel der Jahreszeiten — selbst wenn Winters der Südländer bei geheiztem Ofen fröstelt — keineswegs so sehr wie der Skandinavier und dieser hat daher alle Ursache, die Nacht, welche ihm Gewähr leistet für die Rückkehr des lang' entbehrten Sonnenlichtes, mit Freuden zu begrüßen. Daher hat auch der Norden Europas noch heute Gebräuche aufzuweisen, welche ihre Entstehung dem uralten Glauben an die Wiedergeburt oder die Auferstehung des Sonnengottes verdanken und die daher der Spanier oder Römer weder zu verstehen noch zu würdigen vermag oder gar als kehrisch verdammt.

\*) Mithras = eine höhere Lichtgöttheit der Perser, deren Kultus auch im römischen Reiche große Ausdehnung fand.

\*\*) „Geburtstag des Sonnengottes.“